ganze Nilthal einen Theil der Heerstraße bildet, der das Cap der guten Hoffnung zu Land mit dem Mittelmeer verbindet. Das unbefugte Betreten dieses Gebietes muß daher mit der größten Strenge geahndet werden."

Diese Ueberzeugung ist in England ganz allgemein und gilt als unabänderliches Dogma. Da aber auch Frankreich hier unter keinen Umständen zurückweichen wird, ist es mehr als fraglich, ob die Vereinigung, welche sich, wie gemeldet, den „Times" zufolge in der französischen Kammer gebildet hat, um, eventuell durch die Anrufung des Kaisers von Oesterreich als Schiedsrichters, zu verhindern, daß Frankreich und Großbritannien auf afrikanischem Boden zusammenstoßen, auf diesem wichtigsten aller Controverspuncte Blutvergießen wird verhindern können. Vielleicht existirt dieselbe nur in der Phantasie des „Times"-Berichterstatters und ist auch hier der Wunsch der Vater des Gedankens.

Der Zwischenfall mit der Negerrepublik Haiti ist, wie an anderer Stelle gemeldet wird, bereits beigelegt. Ueber die Entstehung und den Verlauf des Streitfalles hat der Geschäftsträger Haitis in Berlin L. Etouard Pouget sich einem Mitarbeiter des „Berl. Loc.-Anz." gegenüber in einer Unterredung, wie folgt, geäußert:

„Der Kutscher des in Porte-au-Prince wohnenden Kaufmanns Lüders hatte eine polizeiliche Vorschrift verletzt. Als ein Polizeibeamter ihn deshalb zur Rede stellte, mischte sich Herr Lüders ein, nahm für seinen Untergebenen heftig Partei und ließ sich zuletzt zu Thätlichkeiten gegen den Polizisten hinreißen. Lüders schlug auf unseren Beamten ein, wurde deshalb verhaftet und unter Anklage gestellt. Ein reguläres Gericht verurtheilte nach einer regelrechten Verhandlung auf Grund der Gesetze unseres Landes den Kaufmann zu einer Gefängnißstrafe. Herr Lüders wandte sich an den Cassationshof. Nun aber forderte Ihr Vertreter Graf Schwerin, der übrigens nur für seinen auf Urlaub befindlichen Chef, den Grafen Luxburg, die Geschäfte führte, die sofortige Freilassung des Lüders. Dem gegenüber verwies unsere Regierung darauf, daß dem Gesetze freier Lauf gelassen werden müsse. Der Präsident konnte Gnade walten lassen, wenn er um Gnade angegangen worden sollte. Das Recht beugen oder den Gang des Processes willkürlich unterbrechen könne er nicht. Aber weder Graf Schwerin noch der Verurtheilte selbst nahmen die Gnade des Präsidenten in Anspruch. Vielmehr hat der Gesandte der Vereinigten Staaten sich ins Mittel gelegt und dem Justizminister ein Gnadengesuch überreicht, der es beim Präsidenten befürwortete. Und der Präsident hat Gnade walten lassen. Herr Lüders ist seit dem 24. October frei, nachdem am 17. seine Verurtheilung erfolgt war. Ich habe dem Auswärtigen Amte unverzüglich von der Freilassung Kenntniß gegeben. Ich hatte aber die Ehre, im Auftrage meiner Regierung hinzufügen zu dürfen, daß die Republik Haiti diesen Act vollzogen habe nicht um der Person des Herrn Lüders willen, sondern lediglich von dem Wunsche geleitet, einen Beweis dafür zu geben, welchen hohen Werth wir auf die Pflege guter Beziehungen und auf die Freundschaft mit Deutschland legen. Von einem Abbruch der diplomatischen Beziehungen ist niemals die Rede gewesen, und ich glaube, daß jetzt diese Beziehungen die denkbar besten sind. Nicht unerwähnt möchte ich schließlich lassen, daß Herr Lüders schon mehrfach mit unseren Behörden in Conflict gerathen war, daß aber Graf Luxburg sich niemals veranlaßt gesehen hat, für ihn einzutreten."

Es ist anzunehmen, daß diese Darlegungen des Vertreters Haitis, der begreiflicher Weise an die Correctheit des Verhaltens seiner Regierung glaubt, nicht ohne Erwiderung von betheiligter deutscher Seite bleiben werden. England, Frankreich und die Vereinigten Staaten haben wiederholt Händel mit der Negerrepublik gehabt, und es ist nicht unmöglich, daß auswärtige Einflüsse die Regierung Haitis zum Widerstande gegen die Forderung des Vertreters Deutschlands veranlaßt haben. Es ist bekannt, daß in der sogenannten Republik Haiti, die aber in Wirklichkeit eine Militairdespotie ist, wo die französische Sprache gesprochen wird, Kathedralen und Priester in Menge vorhanden sind, noch Teufelsdienst und Kannibalenthum einem großen Theil des Volkes beherrschen. Eine Aufhetzung der unwissenden Menge gegen die Fremden ist daher nicht schwer.

## Deutsches Reich.

* **Berlin**, 1. November. Gegenüber der Behauptung, daß der Herzog von Cumberland die gegenwärtigen deutschen Rechtszustände anerkannt habe, wird von Braunschweig aus im „Hannov. Cour." an folgenden Vorgang aus dem Jahre 1885 erinnert: „In der Sitzung des braunschweigischen Landtages vom 30. Juni 1885, in der über den preußischen Antrag, die Succession des Cumberländers betreffend, berathen wurde, trat der Abg. Sallentien der von preußischer Seite gemachten Behauptung entgegen, daß dem Cumberländer eine der Reichsverfassung widerstreitende Stellung nachgewiesen sei; schon aus dem Patente des Herzogs von Cumberland habe man die Zusage entnehmen müssen, daß er nach „Maßgabe der Reichsverfassung" regieren wolle." Die Bedenken veranlaßten nun den Staatsminister Grafen Görtz-Wrisberg, in jener — übrigens geheimen Sitzung — folgende Enthüllungen zu machen:

„Wie man längst erfahren haben werde, habe der Herzog von Cumberland, nachdem das von ihm erlassene Patent von Seiten des Herzogl. Staatsministerii unter Zustimmung des Regentschaftsraths zurückgewiesen worden sei, unterm 2. November 1884 dem Staatsministerio ein Schreiben zugefertigt, in welchem zunächst gegenüber den „getroffenen Anschauungen" Verwahrung eingelegt und dann auf einen Brief an den Hochseligen Herzog Wilhelm vom 14. Januar 1879 Bezug genommen werde. . . . Als dieser Brief, der allerdings die Anerkennung aller vom Herzog für das Herzogthum erlassenen Gesetze und abgeschlossenen Verträge und demgemäß auch die Anerkennung des Herzogthums als eines Gliedes des deutschen Reiches unumwunden aussprechen, seiner Zeit hier eingegangen sei auf besonderen Befehl des Herzogs es unterlassen, ihn zur Kenntniß der Landesvertretung, die gerade mit der Berathung des Gesetzes vom 16. Februar 1879 (die provisorische Ordnung der Regierungsverhältnisse bei einer Thronerledigung betreffend) beschäftigt gewesen, zu bringen, und es habe diese Maßregel eben in der Rücksichtnahme auf den Herzog von Cumberland selbst ihren Grund gefunden. Denn an demselben Tage, von welchem jener Brief an den Herzog Wilhelm datire, dem 14. Januar 1879, habe der Herzog von Cumberland einen zweiten, in demselben Convolute mit enthaltenen Brief an den Herzog Wilhelm gerichtet, welchem Abschrift eines von dem Ersteren unter dem 18. September 1878 an die Königin von England geschriebenen Briefes als Anlage zu vertraulichem Gebrauche beigefügt gewesen sei. In diesem letzteren Briefe aber habe der Herzog von Cumberland seine Ansprüche auf Hannover auch für den Fall seiner Succession in Braunschweig voll und unumwunden aufrecht erhalten! Wie möge man einen derartigen Widerspruch zwischen dem Briefe an den Herzog Wilhelm vom 14. Januar 1879 und dem Briefe an die Königin von England beseitigen! . . . Mit Rücksicht auf die Ehre Sr. Hoheit unseres hochseligen Herzogs und mit Rücksicht auf die Rechtfertigung des Regentschaftsraths, wie auf seine eigene Rechtfertigung habe er bei dem augenblicklichen Stand der Dinge nicht länger Abstand nehmen zu sollen gemeint, den wahren Sachverhalt hier mitzutheilen. Im Hinblick aber auf diese Thatsachen zumal, die jeden Zweifel an der wahren Willensmeinung des Herzogs von Cumberland zu beseitigen geeignet seien, könne der Versammlung die Annahme der Anträge nur anheim gegeben werden".

Die Anträge, die angenommen wurden, erklärten bekanntlich die Unvereinbarkeit einer Regierung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig mit den Grundprincipien der Bündnißverträge und der Verfassung des deutschen Reiches.

* **Berlin**, 1. November. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob wegen des Mangels an Kreuzern unsere Marineverwaltung nicht gut thäte, häufiger größere Panzerschiffe zur Vertretung der deutschen Handelsinteressen nach den überseeischen Stationen zu senden, wie es neuerdings von mehreren europäischen Großmächten angeordnet worden ist. Der „Hambg. Corr." bemerkt hierzu: „Bekanntlich hat unsere Marineverwaltung seit dem Frühjahr 1895 ein ehemaliges Panzerschiff zum ständigen Aufenthalt nach den außerheimischen Gewässern beordert, den „Kaiser", der bei der Kreuzerdivision in Ostasien den Dienst des Flaggschiffes übernommen hat. Die Entsendung dieses einen Panzerschiffes erfolgte, weil die Marinebehörde bisher über keinen Kreuzer erster Classe verfügte und bis zum Anfang des neuen Jahrhunderts auch nicht verfügen wird. Eine weitere Verwendung von Panzerschiffen zu Diensten dieser Art wäre aber auch dann sehr bedenklich, wenn eine Reihe von Schlachtschiffen für diesen Zweck zur Disposition stände, was für unsere Kriegsmarine gewiß nicht zutrifft. Haben wir doch während der letzten Jahre nicht einmal zwei Panzerdivisionen aus je vier Schiffen als Gros unserer heimischen Seestreitkräfte formiren können, so daß selbst die taktischen Manöver gelitten haben, zumal da in diesen Verbänden aus Mangel an modernen Linienschiffen noch das älteste Panzerschiffsmaterial unserer Flotte verwandt werden mußte. Wenn die Marineverwaltung also schon aus diesem Grunde von einer weiteren Entsendung von Panzerschiffen nach dem Auslande Abstand nehmen muß — denn der Kern unserer Schlachtflotte muß ja doch in den heimischen Gewässern stationirt bleiben, um unseren Küsten für den Fall plötzlicher Verwickelungen den nothwendigen Schutz zu garantiren —, so wäre eine weitere Beorderung von Panzerlinienschiffen nach den transatlantischen Küsten auch aus ökonomischen Gründen wenig zweckmäßig, da es sich in dieser Frage doch nur wieder um die älteren Schiffe der Schlachtflotte handeln könnte. Diese erfordern aber trotz ihres nur geringen Gefechtswerthes einen unverhältnißmäßig hohen Besatzungsetat, wonach sich auch die übrigen Indienststellungskosten bemessen. Unsere Marineverwaltung ist daher auch aus diesem Grunde, wenn er auch nur an zweiter Stelle zu berücksichtigen ist, nicht in der Lage, derartigen Erwägungen überhaupt ernstlich näher treten zu können, so lange die durch den Etat bewilligten Mittel für die Indienststellungen zu einer sparsamsten Bewirthschaftung mahnen. Wenn schließlich noch von der etwaigen Verwendung der Schiffe der „Siegfried"-Classe die Rede ist und daran erinnert wird, daß der Panzer IV. Cl. „Hagen" ja auch einmal erfolgreich an die marokkanische Küste entsandt worden sei, so ist dieser Tage in einem süddeutschen Blatte mit Recht darauf hingewiesen worden, mit welch schwerem Herzen das Obercommando der Marine den nur für den Küstendienst bestimmten Panzer den Gefahren des Meerbusens von Biscaya preisgegeben habe."

— Der diplomatische Streitfall zwischen Deutschland und der Republik Haiti hat laut der „M. Z." durch die Entlassung des Herrn Lüders aus der Haft bereits seine Erledigung gefunden.

— Die Militairstrafproceßreform wird, wie die „Post" erfährt, im Laufe dieser oder der nächsten Woche das Plenum des Bundesraths wieder beschäftigen und voraussichtlich ohne weitere Schwierigkeiten in der vom Ausschuß vereinbarten Form angenommen werden. Die Frage, ob betreffs des obersten Gerichtshofes ein Reservatrecht Bayerns bestehe oder nicht, werde dabei kaum noch weiter in die Discussion gezogen werden, da eine Bestimmung hierüber vor der Hand aus dem Gesetzentwurf eliminirt worden sei.

— Dem Vernehmen der „Schl. Ztg." nach ist jetzt an Allerhöchster Stelle die Genehmigung zum Einbringen der Civilproceß-Novelle erbeten worden.

— Nach der „Post" wird der Staatssecretair des Reichs-Marineamts Tirpitz am Mittwoch nach München reisen, um sich dem Prinzregenten vorzustellen.

— Eine Polizeibehörde hatte die Einreichung einer deutschen Uebersetzung polnischer Stücke auf ein Gesuch um die Erlaubniß zur Aufführung polnischer Stücke (unter Ueberreichung der Bücher, in denen sie abgedruckt waren) verlangt. Das Oberverwaltungsgericht hat dieses Verlangen in einem von der „D. Jur. Ztg." mitgetheilten Urtheil für ungerechtfertigt erklärt.

— Die vom Alldeutschen Verbande einberufene Versammlung, in der die deutsch-österreichischen Reichsrathsabgeordneten Funke, Prade und Wolf am 12. November sprechen sollen, findet im großen Saale der „Schlaraffia-Berolina", Enkeplatz 4, statt. Die „Alldeutschen Blätter" betonen in ihrer neuesten Nummer ausdrücklich: „Nicht um eine Einmischung in die inneren Verhältnisse Oesterreichs handelt es sich, die liegt uns ferne; sondern um eine Kundgebung dafür, daß die staatliche Entwickelung der letzten Jahrzehnte das Band nicht zu zerreißen vermochte, das die gemeinsame Abstammung, Sprache und Geschichte, die gemeinsame Cultur und Gesittung um die Deutschen im Reiche und im Donaureiche geschlungen hat, um eine Kundgebung dafür, daß wir dies Band auch aufrecht erhalten wollen für alle Zeiten."

— Die „Berl. Pol. Nachr." scheinen andeuten zu wollen, daß eine Verstärkung des Hundertmillionenfonds zum Ankauf polnischer Güter verlangt werden wird; sie führen aus, daß „einer Ergänzung des der Erschöpfung nahen Fonds finanzielle Bedenken sicher nicht entgegenstehen". Der Fonds verzinse sich durchschnittlich mit 2½ v. H. und bleibe somit nur um etwa 0,6 v. H. hinter dem Zinssatze zurück, zu dem der Staat sich sein Geld selbst zu verschaffen in der Lage sei.

— Anläßlich der bevorstehenden Stadtverordnetenwahlen in Spandau haben, wie mehrfach gemeldet wird, die Vorstände der Krieger- und Militairvereine beschlossen, an die Mitglieder einen Aufruf zu erlassen, worin diese aufgefordert werden, nicht für die von den Socialdemokraten aufgestellten Candidaten zu stimmen. Zuwiderhandelnde würden aus den Vereinen ausgeschlossen werden.

— Die ultramontane „Köln. Volks-Ztg." schreibt zu den badischen Landtagswahlen: „Was besonders die Erfolge der Socialdemokraten in Baden betrifft, so darf nicht vergessen werden, daß in der Landeshauptstadt Karlsruhe ein Compromiß zwischen Socialdemokraten und Volkspartei abgeschlossen worden war. Die zwei neuen Mandate, welche die Socialdemokraten in Karlsruhe erobert haben, sind auf das Conto dieses Compromisses zu setzen." — Die „Kreuz-Ztg." bemerkt zu dieser Lüge: „Die „Köln. Volks-Zeitung" scheint die Vorgänge bei der Wahl in Karlsruhe allerdings ganz und gar vergessen zu haben, oder sollte sie vielleicht doch so etwas wie Scham darüber empfinden, daß die Socialdemokraten ihre beiden Karlsruher Mandate lediglich der Unterstützung des Centrums unter Führung des Herrn Pfarrers Wacker zu verdanken haben?"

— Der Reichstagsabgeordnete Liebknecht hat, dem „B. T." zufolge, die ihm wegen Majestätsbeleidigung zuerkannte viermonatliche Gefängnißstrafe nunmehr in der Strafanstalt in Plötzensee angetreten.

— Dem Unter-Staatssecretair im Ministerium für Handel und Gewerbe Lohmann wurde das Comthurkreuz erster Classe des königl. sächsischen Albrechts-Ordens verliehen.

— Minister der öffentlichen Arbeiten Thielen ist nach der Rheinprovinz abgereist.

— Landwirthschaftsminister Frhr. v. Hammerstein ist vom Urlaub zurückgekehrt.

— Der Ober-Präsident von Schlesien Fürst Hatzfeld, ist hier angekommen.

— Der kaiserliche Gesandte in Petropolis (Brasilien), Geheime Legations-Rath Dr. Krauel, hat einen Urlaub angetreten. Während seiner Abwesenheit fungirt der der dortigen Gesandtschaft zugetheilte Legations-Secretair Dr. Freiherr von Grießinger als Geschäftsträger.

— Der Bevollmächtigte zum Bundesrath königlich bayerische Ministerial-Rath Ritter von Geiger ist hier eingetroffen.

* **Ratzeburg**, 31. October. Der conservative Wahlverein für das Herzogthum Lauenburg stellte, laut der „Köln. Z.", in seiner heutigen Versammlung als Candidaten für den Reichstag den Grafen Bernstorff-Stintenburg auf.

* **Neuteich**, 31. October. Der Cultusminister hatte am 1. April die Auflösung der hiesigen Simultanschule in zwei confessionelle Schulen verfügt. Eine dagegen erhobene Beschwerde war fruchtlos geblieben, doch hatte der Minister sich bereit erklärt, falls die Stadt bedingungslos in die Auflösung willige, eine widerrufliche Beihilfe von jährlich einhundert Mark zu den Unterhaltungskosten zu bewilligen, von einer räumlichen Trennung vorläufig abzusehen und, falls später eine solche doch nothwendig werden sollte, weitere Mittel zu gewähren. Nachdem der Magistrat sich gegen die bedingungslose Auflösung ausgesprochen hat, beschäftigte sich gestern die Stadtverordnetenversammlung mit der Sache. In der Versammlung wurde mitgetheilt, daß eine Anfrage der Regierung eingegangen sei, wann die Stadtverordneten sich über die Angelegenheit schlüssig machen würden. Der Anfrage lag die Abschrift eines vom katholischen Pfarrer Tietz an den Minister gerichteten Schreibens bei, in welchem der Pfarrer der Stadtverwaltung den Vorwurf macht, daß sie das Rescript des Herrn Ministers ignorire, die Schultrennung verschleppe und nie etwas in der Sache thun werde, und dem Herrn Minister den Rath giebt, der Stadt mit Entziehung des widerruflichen Staatszuschusses für Schulzwecke zu drohen. Das Schreiben schließt mit der Bitte, die Trennung der Schule zu befehlen. Auf ihre Anfrage war der Regierung vom Magistrat telegraphisch von der schon anberaumten Versammlung Kenntniß gegeben und um Sendung eines Commissars gebeten. Telegraphisch war geantwortet, daß zu der Sitzung kein Commissar kommen könne (wohl wegen Kürze der Zeit). Nach langer Debatte, in welcher es nicht an scharfer Kritik des Schreibens des Pfarrers fehlte, wurde nach der „Marienb. Ztg." die Vertagung der Angelegenheit bis zu einer baldigst einzuberufenden außerordentlichen Versammlung, bei der die Anwesenheit eines Vertreters der Regierung beantragt werden soll, beschlossen.

* **Perleberg**, 1. November. Das Endergebniß der am Freitag in der Westprignitz vollzogenen Reichstags-Ersatzwahl liegt nun vor; es haben erhalten: von Saldern (cons.) 5043, Schulz (freis. Volkspartei) 3148, Hintze (Soc.) 2015 und Wohlfarth (deutschsociale Reformpartei) 1909 Stimmen, zersplittert haben sich 10 Stimmen. Die Entscheidung wird also, wie vorauszusehen war, erst in der Stichwahl zwischen v. Saldern und Schulz fallen. Die Stichwahl ist offenbar dadurch nothwendig geworden, daß die Antisemiten den Conservativen einen Theil ihrer Stimmen abwendig gemacht haben. Der Rückgang der freisinnigen Stimmen enthält eine sehr bemerkenswerthe Verwarnung an Herrn Richter, dessen Gesinnungsgenossen eine äußerst lebhafte Agitation entwickelt hatten.

* **Hannover**, 1. November. Mehrfach ist darauf hingewiesen worden, daß die Frage der welfischen Thronfolge in Braunschweig vor Allem unter dem Gesichtspuncte betrachtet werden muß, welche Wirkung eine Anerkennung der Ansprüche des Cumberländers auf die welfische Agitation in Hannover ausüben würde. Einen neuen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage bringt das Hannoversche Welfenblatt. Dasselbe schreibt zu dem neulichen Geburtstag des Prinzen Georg Wilhelm von Cumberland einen Huldigungsartikel über „unser angestammtes Fürstenhaus und sein Volk", worin es heißt: „Der Prinz hat in seiner Krankheit so glänzende Eigenschaften bewähret, und das hannoversche Volk hat auf ihn bauen lernen, was im Hinblick auf die Hoffnungen, die unser Volk auf den Prinzen Georg Wilhelm als den Erbprinzen des Welfenhauses so ganz besonders setzt, auch von ganz besonderem Werthe ist."

* **Dortmund**, 1. November. Die Socialdemokraten beschlossen, rheinischen Blättern zufolge, für die Reichstagswahl wieder Dr. Lütgenau aufzustellen.

* **Hagen**, 31. October. Die heutige nationalliberale Versammlung stellte als Reichstagscandidaten Dr. Beumer, als Landtagscandidaten Dr. Beumer und Gutsbesitzer Hillebrand auf. (Köln. Ztg.)

* **Wiesbaden**, 1. November. Der Großherzog von Weimar ist heute Nachmittag hier eingetroffen. Er stattete im Laufe des Nachmittags der Großfürstin Konstantin und später der Prinzessin Louise von Preußen Besuche ab.

* **Darmstadt**, 30. October. Die Abgg. Haas und Gen. beantragen in der Zweiten Kammer die Errichtung von Kornlagerhäusern auf Staatskosten. Es sollen 500 000 ℳ auf Staatscredit beschafft und aufgewendet werden.

* **Nürnberg**, 31. October. Ein wahres Wort hat der socialdemokratische Arbeitersecretair Segitz in Nürnberg auf

---

meine blöden, blinzelnden Augen mit anderen Gefühlen zu Ihnen erheben wollte, als sich ein väterlicher Freund gestatten darf. Außerdem stehen Sie zu hoch in der Achtung der Menschen, um niedrigem Argwohn ausgesetzt zu sein."

Trotz dem Bemühen, diese Widerlegung ruhig und kühl auszusprechen, verriethen die weichen Töne, die der Doctor unwillkürlich anschlug, den Antheil, welchen Herz und Gemüth an dieser väterlichen Freundschaft hatten. Er mochte das wohl selbst empfinden, denn er vermied, seinen Schützling anzusehen, und um sich ihren großen, dunklen Augen, die forschend auf seinen Zügen hafteten, zu entziehen, nahm er das Krüglein und ging zur Quelle, um es zu füllen. Clotilde verharrte auf der Stelle.

„In zwei Minuten bin ich zurück", sagte er im Weggehen, aber es vergingen fünf, ja zehn Minuten, seitdem er hinter der Capellenmauer verschwunden war; die Dame harrte vergebens seiner Wiederkehr und beschloß nachzusehen, wo er bleibe. Sie fand ihn dicht an die Wand gelehnt, als ob er sich verbergen wolle, dabei hielt er den Kopf vorgebeugt und spähte um die Ecke. Sobald er seiner Begleiterin ansichtig wurde, winkte er sie zu sich heran, legte den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß sie schweigen möge und deutete dann nach der kleinen Thüre, die aus dem herrschaftlichen Park über die Wiese zum Waldessaum führte. Sie sah bei hellem Mondlichte deutlich eine männliche und eine weibliche Gestalt, die sich dicht umschlungen hielten. Das Paar war aus dem Park gekommen, promenirte am Walde entlang und kam näher auf den Hügel zu. Clotilde erkannte die Beiden — als Inspector Tockmann und Melanie von Monhardt. Ein unterdrückter Schrei entfuhr ihren Lippen.

„St! Leise!" mahnte der Doctor, neigte sich zu der neben ihm Stehenden herab und raunte ihr zu: „Dem sauberen Pärchen dürfen wir nicht begegnen. Schlechte Leute denken schlecht; sie würden uns für ihres Gleichen halten. Wir müssen wohl oder übel durch die Mühle zurück."

Clotilde war viel daran gelegen, eine solche Begegnung zu vermeiden, sie zögerte demgemäß keinen Augenblick, den Weg durch die Mühle einzuschlagen. Grete, welche den Beiden das Thor öffnete, erfuhr auf ihr Befragen, man habe einer unangenehmen Begegnung ausweichen wollen, und nahm als sicher an, der Doctor und das Fräulein hätten den Seelenverkäufer in seiner feurigen Kutsche gesehen. Vor dem Landhause der Räthin Heldenberg verabschiedete sich Doctor Franz von Clotilde. Ihre warmen Dankesworte für seine ihr bewiesene ritterliche Aufopferung unterbrach er mit der Bemerkung: „Mir wurde dadurch nicht allein das Vergnügen Ihrer Gesellschaft zu Theil, ich habe auch für meinen inneren Menschen einen unberechenbaren Vortheil errungen."

„Inwiefern?" fragte sie erstaunt.

„Insofern", erwiderte er mit feierlichem Ernste, „als ich die Bestätigung einer großen Wahrheit erlebte, welche ich oftmals angezweifelt habe, der Wahrheit, daß es eine ewige Gerechtigkeit giebt. Ja, ja, es rächt sich Alles, man muß es nur erwarten können. Gute Nacht, mein Fräulein."

„Ich verstehe nicht recht. — Gute Nacht, Doctor!"

### Drittes Capitel.

„Du mußt auch hübsch still halten, Mamachen, wenn ich Dir die Augen mit dem Wunderwasser netzen soll. Wenn Du den Kopf beständig hin und herdrehst, kommen wir nicht zum Ziele." So sprach Clotilde am anderen Morgen zur Räthin Heldenberg, nachdem sie sich geraume Zeit vergeblich bemüht hatte, der ungeduldigen Frau die kranken Augen nach der von der Kräuterlene vorgeschriebenen Methode anzufeuchten. Die wohlbeleibte Dame saß, vom Schlagfluß gelähmt, in ihrem Fahrstuhl und hörte die freundlich vorgetragene Bitte ihrer Tochter mit steigendem Unwillen an. Sie stützte beide Hände auf die Armlehnen und machte den Versuch, sich ohne Hilfe zu erheben.

„Wenn es Dir zu viel Mühe macht, mir einen unbedeutenden Dienst zu erweisen, dann lasse es bleiben. Es wird sich schon Jemand meiner erbarmen — Lene kommt ja — sie meint es gut mit mir. Geh! Lasse mich allein. Ich bedarf Deiner nicht." Die Räthin machte eine gewaltige Anstrengung, sich in ihrer ganzen Höhe aufzurichten, fiel aber alsbald laut stöhnend in den Sessel zurück.

„Ich bin die unglücklichste Frau von der Welt", jammerte sie, „so krank, so elend und fast ohne Pflege. Da stehst Du, albernes Ding, und gaffst mich an, anstatt dem Kampferspiritus herbeizuholen und mir die schmerzenden Glieder einzureiben."

„Rege Dich nicht auf, lieb Mütterchen", bat die Tochter, „ich habe schon Alles zur Hand. Lasse mich Deinen Fuß nehmen —"

Während sie sprach, kniete sie vor der Mutter nieder, versuchte den rechten Fuß zu heben, fühlte sich aber sofort zur Seite gestoßen.

„Du machst Alles verkehrt", schrie die alte Dame wüthend. „Wenn mir die Arme wehe thun, reibst Du mir die Füße ein, wenn mich die Füße schmerzen, willst Du die Schulter bearbeiten. O, über diese Tölpelhaftigkeit!"

Clotilde ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Ein Engel der Geduld, erhob sie sich lächelnd, streichelte der Erzürnten die Wange und bat: „Habe Geduld mit mir. — Geht es jetzt ein wenig besser?" fragte sie theilnehmend, nachdem sie ihr Geschäft beendigt hatte.

„Besser!" wiederholte die Räthin mit spöttischem Lachen. „Als ob es mir je besser gehen könnte. Wie kannst Du nur so dumm fragen. Du weißt recht gut, daß ich Folterqualen leide und daß die allzu kurzen Ruhepausen dazu dienen, meine Empfindlichkeit für die nachkommenden Schmerzen zu erhöhen. Doch warum predige ich tauben Ohren, es ist ja doch umsonst. Du bist Gott sei Dank gesund, für die Leiden Deiner Mutter fehlt Dir das Mitgefühl."

Clotilde schwieg zu diesen ungerechten Beschuldigungen, nur das schmerzliche Zucken um ihre Mundwinkel verrieth, wie schwer es ihr wurde, die Bitterkeit niederzukämpfen, welche jene hervorriefen. Sie vermochte es, ihrer verletzten Gefühle Herr zu werden, wußte aber aus Erfahrung, sie könne den fortgesetzten Quälereien nicht mehr lange Stand halten, ohne in Thränen auszubrechen. Hilfesuchend sah sie sich am Fenster nach irgend Jemand um, der ihre Stelle bei der alten Dame so lange ersetzen können, bis sie wieder mit sich selbst im Gleichgewicht war. Die Gestalt der Kräuterlene tauchte in der Ferne auf, diese erschien ihr wie ein rettender Engel.

„Die Kräuterlene kommt, Mama!"

Bei dieser Meldung hellte sich die finstere Miene der Räthin auf: „Kommt sie, kommt sie wirklich?" fragte sie in freudiger Erregung. Clotilde versicherte, sie nähere sich schon dem Hause.

„Dann ist es gut. Gott sei Dank, dann habe ich doch auf ein Stündchen eine verständige und theilnehmende Person um mich. Oeffne ihr die Hausthüre, führe sie sogleich zu mir herein. Nun, so gehe doch! Halt, warte! Gehe noch nicht — noch nicht, sage ich! Da willst Du wieder spornstreichs zur Thüre hinauslaufen. Kopflos, wie immer! Stelle mir den kleinen Tisch zurecht, lege ein Spiel Karten darauf und das Traumbuch daneben. Hast Du es endlich? Sei doch nicht so ungeschickt, so langsam. Es läutet. Das ist Lene. Spute Dich und lasse sie ein. Du könntest schon längst unten sein."

Die sehnsüchtig Erwartete trat unter tiefen Knixen über die Schwelle und blieb bescheiden an der Thüre stehen.

„Schön, daß Sie kommt, Lene, ich bin so allein und verlassen, es wird mir gut thun, eine freundliche Zusprache zu hören, auch etwas von dem zu erfahren, was mir armen, geplagten Frau in nächster Zeit bevorsteht. Setze Sie sich zu mir und lege Sie einmal die Karten auf, ich möchte so gern wissen, ob meine alte Jungfer noch einen Mann bekommt."

Lene that, wie ihr geheißen wurde, sie stellte ihren Aermkorb in eine Ecke, nahm Platz an dem Tische, der Räthin gegenüber und prophezeite zum so und so vielten Male ein großes Glück für Fräulein Clotilde und vollständige Genesung für die andächtige Zuhörerin.

„Ach, nur gesund werden!" seufzte die Kranke. Lene versicherte: „Sie werden gesund, wenn Sie meinen Rathschlägen Gehör schenken. Da habe ich gestern stundenlang die nöthigen Kräuter gesammelt, die das Fräulein im Wunderwasser kochen soll, um warme Ueberschläge auf die Gelenke zu machen. Die Löwenwirthin wollte mir ein Marktstück für die Kräuter geben, weil sie weiß, wie heilsam und wie selten sie zu finden sind. I bewahre, sagte ich, die Kräuter sind mir nicht feil, die gehören meiner guten, gnädigen Frau Räthin."

„Sie ist eine ehrliche Seele, Lene", sprach die Dame gerührt. „Meine Tochter soll die Kräuter nehmen und das Doppelte dafür geben, was die Löwenwirthin geboten hat. Clotilde! Clotilde!" rief sie ungeduldig. „Wo treibt sich denn das dumme Ding herum? Sie ist nie da, wenn man sie braucht."

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.